



Abend:

Zeitung.

87.

Dienstag, am 12. April 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gebruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Die Ruinen im Park.

(Eine Fabel.)

Ein junger Prinz besah die mal'rischen Ruinen
In seines Vaters Park bei Mondenschein,
Und stehen blieb er unter ihnen:

„Wie tiefe Wehmuth flößet Ihr mir ein,
Ihr ragtet einstens in erhab'nen Hallen
Mit Meißels Anmuth und mit Felsensfestigkeit,
Wie Helden seyd Ihr nun gefallen,
Euch decket düst' res Moos und Gras hat Euch entweiht.
Wenn mein das Zepter wird, müßt Ihr dem Staub
entsteigen,
Vergessenes Geseh tritt wieder ein,
Die Wölbung schwebt durch Aneinanderneigen,
Der Stein erneut sein Bündniß mit dem Stein!
Doch saget mir, wie war das herrliche Gebäude?
Gebt mir sein richtig Maaß und seinen Umfang kund,
Damit es nicht Verklein' rung leide.
Wenn es erstehet aus dem Grund.“ —

Da blickten ganz betroffen die Ruinen
Einander an und stotterten gar sehr,
Sie sah'n ganz albern aus und brühwarm ward es ihnen;
Allein er war ein Fürst und Antwort fordert' er,
Es mußt' heraus: „o Herr, so große Huld verdienen
Wir nicht, wir können nicht ertheilen den Bescheid,
Zu läugnen ist es nicht mehr Zeit —
Wir sind, wir sind nur künstliche Ruinen.“

Ihr Dichter unsrer Zeit, laßt's Euch zu Herzen geh'n,
Kam' auch ein Gott (kein Fürst), zu heilen Eure Herzen,
Ihr müßtet kleinlaut eingesteh'n:
Nur künstlich waren Eure Schmerzen.

Der Brand von Moskau und der Ueber-
gang über die Berezina.

(Beschluß.)

Als der Kaiser nach Wilna kam, wollte man ihm
ein Fest veranstalten, er sagte aber: „Nein! wendet
das Geld zur Unterstützung der Unglücklichen an, die sich
ohne Brod und Obdach befinden. Wer könnte froh seyn,
mitten unter diesem Elend? Das hieße ja das Unglück
verspotten.“

Der Marschall Kutusof war es, der mich während
meines Aufenthalts in Wilna unterstützte. Seine Fa-
milie hatte mich in Petersburg so gütig aufgenommen,
daß dieß nur ein Anrecht mehr auf sein Wohlwollen war.
Da ich in dem Hause des Generals Lefebre nach dessen
Ableben weder bleiben konnte noch wollte, so logierte ich
mich bei einer Witwe ein, die sehr viel Franzosen, Män-
ner und Frauen, aufgenommen hatte, die meist alle in
dem bejammernswerthesten Zustande waren. Da meine
Gesundheit von allen den Leiden und Anstrengungen nicht
gelitten hatte, so sprang ich denen bei, die unglücklicher
als ich, sich krank befanden. Ein Offizier, der Zeuge
der Sorgfalt war, die ich ihnen widmete, sprach mit mir
von einem Kinde, das man noch am Leben glaubte, ob
gleich alles um ihn her vor Hunger und Kummer ge-
storben sey.

Der Offizier machte mir eine herzerreißende Be-
schreibung davon. „Ach,“ rief ich ihm zu, „lassen Sie
uns es holen.“ Wir gelangten bald an's Stadthor.

Noch kann ich mir diesen Anblick nicht ohne Schauder denken. Ich nahm das Kind unter meinen Mantel und eilte so schnell davon, daß mein Gefährte mir kaum folgen konnte. Ich hatte wenig Hoffnung, das kleine Geschöpf am Leben zu erhalten, da sah ich mit Vergnügen, wie es durch den Beistand des Dr. Desgenettes wieder etwas Wärme erhielt. Es war bloß vom Frost erstarrt. Doch mußten wir sehr viel Vorsicht anwenden, um ihm Nahrung einzulösen, denn es hatte lange Hunger leiden müssen. Man mußte seinen kleinen Magen nach und nach an Nahrungsmittel gewöhnen. Allem Anscheine nach gehörte es französischen Eltern aus Moskau an, denn von allen den Frauen, die freiwillig aus Frankreich mit ihren Männern dahin gekommen waren und sich gerettet hatten, würde Keiner ihr Kind verlassen haben.

— Warum wollen Sie sich des Kindes nicht annehmen? sagte jener Offizier zu mir: Sie sind ja so gut! — Recht gern thät' ich das, aber ich habe selbst nichts mehr, was könnte ich also für das Aermste thun? — Was Sie für alle Unglückliche thun, es pflegen. — Pflege allein kann das Daseyn nicht fristen. — Aber es doch erleichtern, und wir wollen das Wenige was wir vermögen mit beisteuern. Es wird das Scherflein der Witwe seyn.

Thränen füllten meine Augen wenn ich die kleine hübsche Unglücksgefährtin betrachtete, für die ich eine so rege Theilnahme fühlte. Eines ihrer Füßchen war fast erfroren. Da ich mehrere Personen mit einem sehr einfachen Mittel, Saft von Erdäpfeln, gerettet hatte, wendete ich diesen auch bei ihr an, und es gelang mir.

Ich ging am folgenden Tage zum General Kutusof. Sein Schwiegersohn, der Fürst Goudachoff, nahm mich an. — Sie wissen noch nicht, was mir begegnet ist. Kennen Sie nicht ein kleines französisches Stück, das Brunet spielt, „der Bankerott des Schuhflickers?“ Der arme Mann klagt darüber, daß er sein eignes Kind nicht mehr ernähren könne, und findet zwei vor seine Hausthüre ausgesetzte. Ohngefähr so geht's auch mir. Seit ich nichts mehr habe, ist noch ein Kind bei mir dazu gekommen. — Wie? ein Kind? — Ach Gott, ja! ein allerliebstes kleines Geschöpf, das wie ein Vögelchen aus dem Neste auf den Schnee gefallen ist.

Er fing an zu lachen. — Das muß ich dem Marschall Kutusof erzählen, sagte er. — Ja, es ist sehr lustig. Aber haben Sie mir nun die Güte zu sagen, was aus mir und dem Kinde werden soll? — Ich will mit meinem Schwiegervater darüber reden. Bringen Sie Ihren kleinen Vogel nur her.

— Das geschah noch an demselben Tage. Ich

hatte mein kleines Töchterchen recht hübsch gemacht, um es Herrn v. Kutusof vorzustellen. Während ich auf ihn wartete, warf ich die Augen auf ein Buch, das offen da lag. Es waren die Gedichte von Clotilde. Ich las die Strophe:

Du armes Kindlein,
Bin zuversichtlich,
Daß Gott mich sendet,
Dein Schirm zu seyn.

— Sehen Sie, sagte ich zum Marschall, der in diesem Augenblicke hereintrat: scheint Ihnen das nicht eine Prophezeiung zu seyn? — Wahrhaftig, erwiderte er; es ist ein sonderbares Zusammentreffen. Nun denn, ich will sein Pathe und sein Schirm seyn.

Er ließ sie Nadeje — Hoffnung — taufen, gab ihr 100 Rubel und sein Schwiegersohn 300. — Bedienen Sie sich dessen einstweilen, sagten sie zu mir, für des Kindes erste Bedürfnisse.

Ich hinterbrachte freudetrunken dieses Glück unsern Freunden, die entzückt darüber waren.

Ich war verlegen, was ich mit Nadeje anfangen sollte, wenn ich abreisen mußte, denn bei einer so ungewissen Lage wie die meine und einem so strengen Winter die Kleine mit mir zu nehmen, war unmöglich, und doch konnte und wollte ich sie nicht verlassen. Fürst Gudaschoff zog mich aus dieser Verlegenheit. Er kannte eine Deutsche, die ihm Verbindlichkeiten schuldig war und für die er einen Paß zur Rückkehr in ihr Vaterland erhalten hatte. Eine meiner Verwandten wohnte in Luxemburg. Der Fürst versicherte mich, jene Deutsche werde das Kind mit nehmen, und es dieser mit einem Briefe von mir übergeben, damit sie es bis zu meiner Zurückkunft behalte. Wir geben ihr die Reisekosten, sagte er, und ich stehe für sie. In der That erfüllte sie auch diesen Auftrag auf's Entsprechendste. So behielt ich denn ruhig das Kind bei mir bis zu ihrer und meiner Abreise. Als ich mich von ihm trennen mußte, fühlte ich tiefen Schmerz und als ich es wieder sah eine Freude, die ich nicht beschreiben kann.

Ich hatte meine Beschäftigung aufgegeben, meine Aussichten geopfert, um für dieß Kind zu sorgen, das ich wie eine Mutter liebte. Die Jugend desselben ward mit einer Sorgfalt gepflegt, wie seine Lage es nur verlangen konnte. Aber dieß wäre nur das Interesse des Augenblicks gewesen, wenn seine Lieblichkeit und Anlagen es nicht verlängert hätten. Nadeje ward durch Anmuth und Verstand die Freude aller Gesellschaften in Frankreich und England in den kleinen Scenen, die ich sie spielen ließ. Wenn sie den russischen Nationaltanz im Bauernkostüm tanzte, wurde sie so Mode, daß man die

Kleine Nadeje in einem glänzenden Abendzirkel gar nicht mehr entbehren konnte. Auf dem Kongress zu Aachen hat sie bei den Festen, die die Fürstin v. Turn und Taxis, die Schwester des Königs von Preußen, gab, alle Souveraine erfreut. Friedrich Wilhelm schrieb über meinen Zögling einen schmeichelhaften Brief an mich, den ich sorgfältig aufhob.

Als wir nach Polen gingen kamen wir durch Berlin. Nadeje war damals 14 Jahr alt. Der König wollte sie sehen und empfing uns sehr gnädig. Wir gaben eine Soirée in Potsdam. Nur der Hof und die Gesandten waren dabei zugegen. Se. Majestät ertheilte mir die Erlaubniß, bei meiner Rückkehr von Warschau Künstler mit von dorthier zu bringen, um französische Komödie in Berlin und Charlottenburg zu spielen. Seit der Zeit existirt ein französisches Theater in Preußen. Bei unserer Abschiedsvorstellung warf man Gedichte in's Publikum mit den Endzeilen:

Vergesst nicht wie hier Ihr uns gefiel,
Nehmt unsern Schmerz mit Euch und laßt uns die
Hoffnung.

Man behauptete, es sey dieß ein Kalembourg auf Nadeje.

Als sie 15 Jahr alt war, ließ ich sie zuerst in der Comedie française unter den günstigsten Ausichten auftreten

Ich besitze nicht den Muth diese Lebensbeschreibung zu enden, und kann nur noch folgende Zeilen einer Zeitschrift von 1832 über ihren Tod anfügen:

„Es ist dieß die interessante Waise, die durch die mütterliche Vorsorge von Madame Fusil eine vortreffliche Schauspielerin geworden war, und von der alle Zeitschriften bei ihrem ersten Auftreten im französischen Theater sprachen. Sie war der Stolz und die Hoffnung ihrer Adoptivmutter, die sie in einem Alter von 20 Jahren verlor. Hier einige rührende Strophen zu welchen ihr Tod Madame Desborde Valmore begeisterte, und die auf ihrem Grabsteine sich befinden.

Im Himmel ist des Schnees süße Blume
An ihres Venzes Rand zerschmolzen früh.
Sieht man hinstehen solche jungen Tage!
Allein sie litten, Gott! Du kürztest sie.

Ihr Tod gab Thränen uns'rer aller Augen:
Sie war wohl eines Engels Strahlenschein,
Zur Nacht gesunken und vermist im Himmel;
Für kurzes Leben welche Todespein!

Von eines Seraphs Stirn entfallne Blume,
Nimmt sie den frühern Rang zu hoher Zier,
Und des beweinten goldnen Fadens Ende
Knüpft anderswo sie wieder an als hier.“

Ch. Hell.

Lesefrüchte mit kleinen Randglossen.

Zur Geburtstagsfeier der verklärten Königin Louise von Preußen (geboren den 10. März 1776) schrieb im Jahr 1801 Jean Paul das Nachfolgende:

Verzeichniß derer, welche heute der schönen und edeln Königin Glück zu ihrem Geburtstage wünschen werden.

Erstlich: Alle —

Zweitens: Die Guten —

Drittens: Die Künstler, welche durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen —

Viertens: Die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen sie die Thränen nahm, werden sie heute wieder vergießen, aber nur für Sie, nicht vor Ihr und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in manches trübe leuchtet. —

Fünftens: Die Glücklichen, nämlich Ihre Geliebtesten; Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder — aber, was die nächsten Herzen den nächsten gerührt und selig sagen, bleibt heilig verhüllt. — Auch der Verfasser des Verzeichnisses gehört in dieß Verzeichniß, und steht schon in der zuerst genannten Klasse; aber die Wünsche seiner Seele waren so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte.

Jean Paul Friedrich Richter.

Jetzt, wo so viel Unbedeutendes von berühmten Männern — Notabilitäten zu sagen, wäre eine Injurie — gedruckt wird, ist es Pflicht, eine solche Reliquie vor der Vergessenheit zu schützen, in welcher Einer der edelsten und gemüthvollsten Geister Deutschland's, der sich nie zu einer Kriecherei entwürdig hat, einer deutschen Fürstentochter, gleich schön an Leib und Seele, deren Tugend sie mehr geschmückt, als das Diadem einer Königin, an ihrem Geburtstage eine so zart sinnige Huldbigung dargebracht hat.

A. M.

Die deutsche Sprache und deren Anwendung.

Sprache fesselt die Herzen mit Freundschaftsbänden; der Fremdling

Wird als Bruder begrüßt, spricht er uns brüderlich an.
Lerne die Sprachen der Völker, die Deine Grenzen umwohnen,

Wenn der Verkehr es verlangt, aber mit Deutschen sprich deutsch!

Karl Halden.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Hamburg.

(Beschluß.)

Am 4. Dezember folgte der Abschied von der alten Börse. Zur gewöhnlichen Zeit der Versammlung, 1 Uhr Nachmittags, hatte sich die Kaufmannschaft zahlreich eingefunden. Das alte, vor fast 300 Jahren gegründete Gebäude, war mit den Flaggen aller Nationen und den Fahnen der alten Bürgerwehr geschmückt. Von den beiden nächsten Kirchtürmen erschallten geistliche Lieder, mit Trompeten und Pauken. Die umstehenden Häuser waren bis zum Dach mit Zuschauern angefüllt, und es mochten leicht 10,000 Menschen versammelt seyn. Nachdem nun, um 1½ Uhr, von der versammelten Menge, unter Trompeten- und Pauken-Begleitung vom Börsensaal, der Choral: „Nun danket Alle Gott!“ gesungen worden, folgte ein, von Dr. Schön verfaßtes, von H. Schäffer recht schön komponirtes, und von dessen Liedertafel gesungenes Abschiedslied, und dann setzte sich die ganze Kaufmannschaft, mit den Deputirten des Commercii und den anwesenden Senatoren vom Handelsstande an der Spitze, wie man sich eben zusammensand, in Bewegung, und zog in das neue Gebäude, wo sie von Jubel empfangen wurde. Das vom ganzen Publikum, mit Musikbegleitung, gesungene Lied: „Auf Hamburg's Wohlergeh'n!“ machte den Beschluß, und so war denn die Begrüßung der neuen Börse vollendet. Mit großer Behaglichkeit kann man nun, in den hellen, erwärmten Räumen, seine Geschäfte machen, und es ist nur eine Stimme des Lobes darüber im handelnden Publikum. Die nun unnütz gewordene Börsenhalle ist geschlossen worden, und man hat, ohne weitere Konkurrenz zu eröffnen, den Eignern derselben, v. Hoftrup und Sohn, die oberen Räume der neuen Börse, welche Lesezimmer und Erfrischungszimmer enthalten, verpachtet. Der Besuch dieser Zimmer ist nur durch Erlöschung von 30 Mark jährlich gestattet. Ich bin aber mit Vielen der Meinung, daß sich dieses Abonnement bald zerschlagen wird, denn Niemand wird künftig sich eine solche freiwillige Abgabe auferlegen wollen. Die jetzigen Besucher dieser sogenannten Halle sind meist die alten Abonnenten der Börsenhalle, deren Abonnement noch nicht abgelassen ist. Die Börse soll später durch Gas erleuchtet werden, man hat aber noch nicht damit zu Stande kommen können. Es wurde überhaupt schon längst viel über eine Gasbeleuchtung für unsere Straßen geredet und geschrieben, dennoch wandeln wir noch immer im Dunkeln, denn viel anders kann man unsere jetzige Beleuchtung nicht nennen. Es sind mit vielen Kosten vor einigen Jahren, statt der alten Laternen, hübsche Glasgloben angeschafft; aber das darin brennende schlechte Del giebt nur dürftige Helle, so daß man sagen möchte, es sey besser ganz im Dunkeln zu wandeln. Vom Dunkel kommen wir leicht auf die Dunkelmänner unserer Zeit. Diese haben einstweilen einen Waffenstillstand mit den Rationalisten eintreten lassen, und außer dem nicht aufhörenden Traktaten-, Wiedertäufer- und Missions-Treiben, hört man nicht viel von ihnen. Man darf aber dieser Stille nicht trauen. Rom und seine Anhänger schlafen nicht; und wer weiß, wie und wann ein neuer Angriff beginnt. Wir haben hier aber wackere Kämpfer für Licht und Glaubensfreiheit, und es wäre nur zu wünschen, daß sie sich fester an einander schließen, und entschiedener austräten. Alle Halbheit taugt nichts. Was man glaubt, muß man auch frei bekennen, ohne Menschenfurcht. Am schlimmsten aber sind diejenigen, welche, um ja nirgends Anstoß zu geben, den Mantel auf beiden Schultern tragen; sie schaden der guten Sache unendlich.

Ein Bericht über die Leistungen unserer Theater wird in kurzer Zeit nachfolgen. K. K. M.

Aus Leipzig.

Am 16. März 1842.

Schon seit Jahren sind wir gewohnt, bei den Vorstellungen, die zum Besten des Theaterpensionsfonds gegeben werden, irgend eine bedeutende Neuigkeit oder sonst eine außerordentliche Vorstellung zu sehen; dieses Jahr hat darin nicht allein keine Ausnahme gemacht, sondern uns das Außerordentlichste geboten, was man in unserer Zeit sehen kann: eine antike Tragödie, die „Antigone“ des Sophokles in der Donner'schen Uebersetzung. Die Aufführung dieser Tragödie in Potsdam und die mannigfachen Erörterungen, die sich darüber in der Tagespresse entspannen, hat unzweifelhaft auf den Gedanken geführt; auch soll der Comité des Pensionsfonds sich direkt an Se. Majestät den König von Preußen gewandt haben, um die Erlaubniß zur Aufführung der Mendelssohn'schen Musik, die nur für Privataufführungen bestimmt war, zu erbitten; eine Erlaubniß, die denn auch mit Berücksichtigung des guten Zweckes bereitwillig ertheilt wurde. Es sey fern von mir, über den Werth oder Unwerth dieser Tragödie hier Worte verlieren zu wollen; der Streit darüber, ob dieselbe, wie die Chinesen wollen, die Blüthe aller Poesie enthalte und als ewiges Muster gelten könne, oder ob sie, nach anderer Ansicht, nur die Kindheit, die Anfänge der dramatischen Dichtung darstelle, mag anderswo ausgefochten werden; gewiß ist eine solche Rückerinnerung an die antike Dichtkunst eben so merkwürdig als lehrreich, sey es nun, daß wir in ihr wirklich ein ewiges Muster und somit den falschen Weg unseres heutigen Drama's erkennen, sey es, daß wir uns vielmehr am Fortschritte erfreuen, den dasselbe gemacht. — Eben so wenig ist es hier auf ein Urtheil über Mendelssohn's Musik abgesehen; daß dieselbe etwas Bedeutendes und Großartiges sey, dafür bürgt uns der Name des Komponisten, der mit den Tüchtigsten unserer Zeit rühmlichst wetteifert. Und in der That ist das Ganze von so tiefergreifender Wirkung, trägt einen so eigenthümlich erhabenen Charakter und ist in seinen Einzelheiten von so begeisternder Schönheit, daß sich nicht leicht eine Komposition finden lassen dürfte, die dieser an die Seite gesetzt werden kann. Nichts destoweniger ist diese Musik ein ganz fremdes Element in der antiken Tragödie, welches den Charakter derselben verwischt und die Anschaulichkeit der alten Darstellungsart gänzlich aufhebt. Will man uns die Tragödie in ihren Anfängen — oder in der Blüthe des Alterthums — zeigen (ein Versuch, der jedenfalls Beachtung verdiente), so lasse man dieses fremde Element, so lasse man die moderne Oper von der Bühne weg; will man aber dramatische Musik geben, so nehme man die Worte nicht von Sophokles, sondern von einem neueren Dichter, meinetwegen wie der undeutsche Herr Lachner von Herrn St. Georges in Paris; aber man ver-eine nicht Dinge, die gänzlich unvereinbar sind. Wenden wir uns nun zur Ausführung: Um die Idee der alten Bühne einigermaßen zu versinnlichen, hatte man in unserm Theater die beiden ersten Koulissen als Raum für den Chor abgesperrt, die eigentliche Bühne aber dahinter erhöht; dieses Verhältniß war jedenfalls unrichtig, da im alten Theater die Orchestra, in der der Chor sich bewegte, den ganzen Raum des heutigen Orchesters, des Parquet's und Parterres einnahm, also weit größer war als die Bühne, während hier das Umgekehrte stattfand; auch war die Erhöhung der Scene gegen die Orchestra zu bedeutend. Das mag indessen durch die technischen Anforderungen der Bühne bedingt seyn.

(Beschluß folgt.)